

EVA-MARIA SILBER

DER TEUFEL VOM BROCKEN

Kriminalroman

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: [shutterstock.com/Puzurin Mihail](https://www.shutterstock.com/Puzurin)

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: César Satz & Grafik GmbH, Köln

Lektorat: Dr. Marion Heister

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2020

ISBN 978-3-7408-0923-2

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:

Kostenlos bestellen unter

www.emons-verlag.de

Dieser Roman wurde vermittelt durch die
Literaturagentur Lesen & Hören, Berlin.

*Wenn das Erfundene nicht seinen Ursprung
in der Realität hat, ist es unglaubhaft.
Ohne die Wahrheit oder wenigstens die Möglichkeit
erzeugt man keine Spannung.*

Aus »I wie Ikarus«, ein Film von Henri Verneuil

Prolog

Annabella schreckt mit Herzrasen und Engegefühl in der Brust aus dem Schlaf hoch. Sie schnappt nach Luft, hat das Gefühl, sie nicht bis in ihre Lunge ziehen zu können, zu ersticken. Nur langsam beruhigt sie sich.

Richtiger Schlaf ist das ohnehin nicht gewesen. Mehr ein Dämmern, Dösen, Duseln. Trotz der Angst. Trotz der Kälte, die sie mit ihrer eisernen Umklammerung in diesem Halbschlaf gehalten hat. Was sie aus diesem Dämmerzustand gerissen hat, weiß sie nicht. Vielleicht das Geräusch der knarrenden Äste über ihr oder das tiefe Brummen, fast nur als Vibration wahrnehmbar, dessen Herkunft sie nicht ausmachen kann. Es kommt von über ihr, neben ihr, hinter ihr. Es ist fast so, als komme es aus ihr selbst. Es lässt sie erbeben, bis ihr nicht mehr kalt ist. Fast.

Sie stellt sich vor, in ihrem kuschelig warmen Bett zu liegen. Versucht sich hineinzuträumen, wegzuträumen von diesem grauenhaften Ort. Doch es gelingt ihr nicht. Ihr Herz schlägt heftig. Heftiger als zuvor. Sie hat keine Ahnung, warum. Sie starrt in die Dunkelheit, lauscht, hört nur den Wind in der Tannenkronen und das Atmen ihrer Kameraden.

»Annabella?«

»Was ist?«, murmelt sie.

»Ich hab was gehört.« Alexanders Stimme ist kaum hörbar.

Annabella katapultiert sich in die Senkrechte. »Was ist los? Meinst du dieses komische Brummen? Das muss der Wind sein. Ich hör ihn schon die ganze Zeit. Das hat nichts zu bedeuten.« Darf nichts bedeuten, schickt sie stumm hinterher.

»Doch, da war noch was anderes.«

»Quatsch. Schlaf weiter, bevor du die anderen auch noch weckst. Wir brauchen die Ruhe. Wer weiß, was uns morgen bevorsteht.«

Just als sie sich zurücklehnt, hört sie es auch. Ruckartig setzt

sie sich wieder auf. »Hast du das gehört?«, raunt sie in Alexanders Richtung.

»Ich hab's dir doch gesagt.« Ebenso leise. »Was sollen wir machen?«

»Ganz still sein. Hier findet uns keiner.«

»Und wenn doch?«

»Okay, schauen wir nach. Aber sei um Gottes willen leise.«

Vorsichtig erhebt sich Annabella in die Hocke und schiebt sich näher an die äußeren Tannenzweige. Neben sich erahnt sie Alexanders Silhouette. Mit einem Finger bohrt sie durch den schützenden Tannennadelvorhang ein kleines Loch. Kaum ist der Blick freigegeben, sieht sie einen Lichtschein durchschimmern. Auch das Brummen wird lauter. Hastig zieht sie sich zurück.

»Was ist?«

»Pssst. Da ist was.«

»Sag ich doch.« Die Worte nur gehaucht.

»Was machen wir jetzt? Die anderen wecken?«

Das Brummen wechselt in einen Summton. Fast klingt es wie Rauschen im Ohr. Der Lichtschein ist so hell geworden, dass er durch den dichten Nadelvorhang dringt. Von oben, nicht von der Seite, wie Annabella erwartet hätte.

»Was ist das für ein Licht? Und das Brummen?«

»Keine Ahnung. So was hab ich noch nie gehört. Oder gesehen. Eine Maschine?«, wispert Alexander in ihr Ohr.

»Was soll das denn sein? Quatsch.«

»Hast du eine bessere Idee?«

Annabella schüttelt den Kopf.

Leise robbt sie zurück an den Vorhang aus Zweigen und schiebt sie erneut millimeterweise zur Seite.

Etwas packt ihren Finger und zerrt sie nach draußen. Sie windet sich wie eine Katze. Doch was immer sie festhält, lässt nicht los. Für eine Hand scheint es zu groß. Und zu weich. Kaum aus dem Schutz der Tanne gezerrt, schließt sie hastig die Augen vor dem blendenden Licht, das von überall kommt. Nach einem kurzen

Moment, der ihr wie eine Ewigkeit erscheint, öffnet sie sie wieder zwinkernd zu schmalen Schlitzten. Über sich erkennt sie zwei gleißende Scheiben am Firmament. Heller als alle Sterne, die sie je gesehen hat. Sie versucht, sich aufzurappeln. Die Bandage aus dem Pulloverärmel um ihren rechten Fuß hat sich aufgewickelt, hängt nur noch als Fetzen am Bein. Sie schafft es, sich umzudrehen und die Füße auf den Boden zu stemmen. Der gefrorene Schnee schneidet in ihre nackte Sohle. Den Schmerz spürt sie nicht. Ihr heißer Atem geht stoßweise. Sie weiß nicht, wie sie sich losmachen soll aus diesem Klammergriff um ihren Finger.

Nur eines weiß sie genau: Sie darf nicht zulassen, dass das Wesen sie weiter wegzieht von ihren Freunden. Mit dem freien Arm schlägt sie auf den Rücken dieses Etwas, das zu groß für einen Menschen scheint und Grunztöne von sich gibt. Es dreht sich um. Sie erkennt nur die Augen, alles andere ist verdeckt. Von Haaren? Ist das ein Bart? So sieht es eigentlich nicht aus. Aber was ist es dann?

Ein Schatten eilt von der Seite heran. Alexander. Er hebt einen dicken Knüppel über den Kopf und versucht, auf das Wesen einzuschlagen. »Lauf weg, lauf!«, brüllt er ihr zu.

Nur undeutlich versteht sie die Worte. Das Brummen ist zu laut geworden.

Die Gestalt lässt sie los. Aber nur einen kurzen Moment. So lange, bis sie Alexander mit einem Schlag außer Gefecht gesetzt hat. Annabella versucht, auf die Beine zu kommen, wegzurobben. Irgendwas. Sie ist zu langsam. Das Ding verpasst ihr einen Schlag in den Rücken. Sie verliert den Boden unter den Füßen, landet auf dem Bauch und schlägt mit dem Gesicht auf einen Eisbrocken. Ihre Nase schmerzt höllisch. Sie spürt, wie die Kälte durch ihren Pullover dringt. Stöhnend versucht sie aufzustehen. Versucht nach Hilfe zu schreien. Nach wem oder was auch immer.

Da fällt ihr das seltsam orangefarbene Leuchten der Baumkronen auf. Verwundert dreht sie den Kopf – und erstarrt bei dem Anblick, der sich ihr plötzlich bietet.

EINS

Freitag, 15. Dezember 1989

»Verstehen Sie kein Deutsch? War die Mauer dichter, als ich dachte?« Professor Axel Kübler, Präsident der Technischen Universität Clausthal und gleichzeitig Dekan des Fachbereichs Rohstoff-Geowissenschaften, schüttelte fassungslos den Kopf. Nicht nur, dass dieser Polizist am anderen Ende der Leitung unverständlich sächselte, er schien auch inhaltlich nicht folgen zu können.

»Nochmals: Wir vermissen neun Studenten unserer Wander-AG und einen Lehrbeauftragten aus unserer Hochschule hier in Clausthal-Zellerfeld. Sie waren auf dem Weg zum Brocken, um sich mit anderen Studenten von der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg zu treffen. Sie wollten an der Brockenbefreiung teilnehmen und anschließend zusammen mit den Oststudenten nach Halle wandern. Am zweiten Advent wollten sie zurück sein, sind aber nicht angekommen. Alle haben ihre Abschlussprüfungen versäumt, und das ohne Entschuldigung. Die Eltern regen sich maßlos auf und lassen hier die Telefone nicht still stehen. Und Sie erklären mir, dass das doch nicht schlimm sei. Was muss denn Ihrer Meinung nach passieren, damit Sie tätig werden und die Studenten suchen? Sie sind bereits eine Woche überfällig, falls Sie nicht rechnen können. Haben Sie das jetzt endlich verstanden?«

Er hörte das Klicken vom Auflegen des Hörers. Küblers Kopf schwoll rot an. Fast blind vor Aufregung und Bluthochdruck schnappte er nach Luft und hangelte nach einer Moxonidin. Die Packung steckte für solche Notfälle stets in seiner Brusttasche. Nach drei Minuten hatte er seinen Herzschlag so weit unter Kontrolle, dass er erneut nach dem Telefonhörer greifen und seine Sekretärin anklingeln konnte.

»Frau Petermann, suchen Sie mir sofort die Telefonnummer von ... Ach, ich weiß auch nicht mehr. Verbinden Sie mich erst mal mit Kaup.«

Kübler wischte sich mit seinem schweißnassen Taschentuch über die Stirn. Er war ratlos. Tatsächlich und wahrhaftig ratlos. Das war ihm seit dreißig Jahren nicht mehr passiert.

Das Telefon klingelte.

»Was gibt's?«, vernahm er die Stimme seines Stellvertreters.

»Stellen Sie sich das vor: Ich rufe die nach Auskunft des Auswärtigen Amtes zuständige Deutsche Volkspolizei in Wernigerode an, und dieser Mensch, ausgerechnet ein Sachse, legt den Hörer einfach auf. Unglaublich. Meint, dass westdeutsche Studenten doch erwachsen genug seien. Die hätten sich in eine Kommune abgeseilt oder so was. Was haben die denn überhaupt für eine Vorstellung von uns Westlern? Und unsere westdeutsche Polizei kann nichts machen, weil die DDR Ausland ist. Unglaublich.« Er schnaubte. »Was machen wir denn jetzt? Die Eltern von Frank Kempler haben heute Morgen schon dreimal angerufen, und es ist noch nicht mal zehn. Ich weiß nicht weiter. Wo sind wir denn nur mit dieser Grenzöffnung hineingeraten? Rechtsfreier Raum, sage ich nur. Haben Sie eine Idee, was wir machen können? Wir können doch nicht ewig warten. Wer weiß, was im Ossiland mit unseren Studenten geschehen ist. Vielleicht hat sie der KGB geschnappt. Die sollen doch auf dem Brocken stationiert sein. Haben Sie eine Idee?«

»Ich wollte mich auch gerade melden. Mich hat der Unisport angerufen und vorgeschlagen, dass wir eine Suchtruppe aufstellen. Die AG Abenteuersport und die Trekking-Gruppe könnten das übernehmen, immerhin zwanzig Studenten. Die wollen ihre Kommilitonen suchen. Sie haben sich mit der Gruppe aus Halle-Wittenberg in Verbindung gesetzt, mit der sich unsere Studenten auf dem Brocken treffen wollten. Die gehen gleichzeitig von Osten aus los. Alle sollen in Richtung Brocken marschieren und schauen, ob sie was finden. Mehr fällt mir auch nicht ein. Vielleicht könnte der Vater von Alexander Böhme, der ist doch

im SPD-Präsidium in Bonn, was erreichen. Rufen Sie den doch mal an. Ein bisschen Druck aus der Politik könnte nützen.«

»Hab ich doch alles schon versucht. Aber der war ganz komisch. In dieser Situation, meinte er, könne man den DDR-Behörden keinen Druck machen. Die Entspannung zwischen den beiden deutschen Staaten sei zu frisch. Außerdem sei es noch viel zu früh, als dass man da irgendwelche Ansprechpartner nennen könnte. Die ganze alte Führungsriege ist abgetaucht, und die Neuen sitzen noch nicht fest im Sattel. Ich fürchte, damit kommen wir auch nicht weiter.«

Kübler angelte nach einer weiteren Moxonidin. Sein Blutdruck wollte partout nicht auf normal absinken.

»Haben wir wenigstens einen Kollegen, der mitgeht? Wie stehen wir denn da, wenn nur Studenten die Initiative ergreifen und die Hochschulleitung hilflos danebensteht – auch wenn wir es de facto sind.«

»Ich spreche gleich mit dem Kollegen Berger aus der Elektrotechnik. Soweit ich weiß, hat der alpine Erfahrung. Schauen wir mal. Auf jeden Fall sollten wir der freiwilligen Suchtruppe unseren Transporter zur Verfügung stellen. Dann müssen sie nicht die ganze Strecke laufen oder mit dem Bus fahren. Damit zeigen wir, dass wir alles tun, um zu helfen und sie zu unterstützen. Reinlassen in die DDR müssen sie die Gruppe ja.«

ZWEI

Sonntag, 17. Dezember 1989

»Wir sind in Walkenried«, verkündete Professor Berger.

»Wo ist das denn?«, fragte Professor Kübler.

»An der ehemaligen oder besser noch Zonengrenze. Einen näheren offenen Grenzübergang gab es nicht. Vermutlich ist die verschwundene Gruppe auch hier rüber. So hat man uns jedenfalls berichtet. Übrigens ist der Transit der Hochschule nur für vierzehn Personen zugelassen, und wir hocken mit zweiundzwanzig eng zusammengequetscht da drin. Die Hochschulleitung hätte ruhig ein bisschen großzügiger sein können, wenn wir schon versuchen, ihre Ehre zu retten. Gibt's inzwischen was Neues?«

»Ja, die Studentengruppe aus Halle ist ebenfalls losgezogen. Rektor Bernstein hat mich heute Morgen informiert. Die kommen Ihnen von Harzgerode aus entgegen.«

»Dann müssen wir wenigstens nicht die ganze Strecke bis Halle-Wittenberg laufen«, sagte Berger.

»Das werden Sie ja wohl für unsere Studenten auf sich nehmen, Herr Kollege«, erwiderte Kübler.

Und warum bist du dann nicht losmarschiert?, dachte Berger. Idiot.

»Ich muss jetzt Schluss machen, mein Kleingeld ist alle. Wir melden uns bei Ihnen, wenn wir was gefunden haben. Schönen Tag noch, Kollege Kübler.«

Die kleinen Seitenhiebe konnte sich Berger nicht verkneifen. Sie hatten seine schlechte Laune ein wenig verbessert. Aber nur ganz wenig. Kübler hasste es, wenn man ihm seinen Präsidententitel vorenthielt. Und Berger liebte es, genau das zu tun. Und tatsächlich hätten sie ruhig einen zweiten Transit zur Verfügung stellen können.

Norbert Berger, Professor für Automatisierungstechnik, hängte den Hörer ein. Die letzten zwanzig Pfennig fielen in den Ausgabeschlitz. Ein schiefes Grinsen erschien um seinen Mund. Kübler saß in seinem warmen Amtszimmer und gab schlaue Sprüche von sich, und er musste bei Schneeregen und mit schwerem Rucksack auf den Brocken marschieren. Und da freute er sich darüber, den Präsidenten seiner Hochschule mit einem Trick abgewürgt zu haben. Er hätte kotzen können.

Die kleine gelbe Telefonzelle in diesem gottverlassenen Nest, das einzig und allein aufgrund der Tatsache, dass hier ein Grenzübergang offen war, bekannt war, lud nicht zum Verweilen ein. Der Hörer war so dreckig, dass Berger ihn während des Gespräches zehn Zentimeter vom Ohr entfernt gehalten hatte. Manchmal passte einfach alles. Vor allem im Schlechten. So war das eben. Angewidert stapfte er durch den Schneematsch zurück zum Ford Transit. Sofort umringten ihn die Studenten schniefend. Alle waren bedrückt und in Sorge um ihre Kommilitonen.

»Gibt's was Neues?«, wiederholte einer von ihnen seine eigene Frage an Kübler.

Er schüttelte den Kopf. Eine langhaarige Brünnette mit von der Kälte rot verfärbten Wangen und spitzer Nase fing an zu weinen. Ein zu klein geratener Student mit drahtiger Figur und streichholzkurzen Haaren zog auffallend laut die Nase hoch. Mit einem Schlag war ihr scheinbares Erwachsensein wie weggewischt. Zurückgeblieben waren Kinder, die sich verängstigt und hilflos fühlten. Umso höher rechnete er es ihnen an, dass sie sich auf die Suche gemacht hatten. Und das kurz vor Weihnachten. Daran sollte sich die Hochschulleitung mal ein Beispiel nehmen.

Der Parkplatz direkt vor dem Grenzzaun, dessen Eisentor gerade so weit geöffnet war, dass einzelne Fahrzeuge hindurchpassten, war vollgestellt mit Trabbis. Die lange Schlange der Fahrzeuge, die in den ersten Tagen nach dem Mauerfall bis weit zurück nach Ellrich gereicht hatte, war angeblich etwas kür-

zer geworden, wie im Fernsehen berichtet worden war. Davon merkte Berger nichts.

Tatsächlich fuhren jetzt ebenso viele Fahrzeuge von West nach Ost. Neugierige und alte Leute, die endlich ihre Verwandten auf der anderen Seite der Grenze ohne Reisepass und »Mehrfach-Berechtigungsschein« im Rahmen des Kleinen Grenzverkehrs besuchen konnten. Der Durchlass bot lediglich Platz für ein Fahrzeug, sodass die Grenze nur im Wechsel von jeweils fünf Fahrzeugen passiert werden konnte. Entsprechend lang war die Schlange auch auf der westdeutschen Seite. Sie hatten mit ihrem Bus Stunden gebraucht, um den Parkplatz zu erreichen.

Hier sollten auch die verschwundenen Studenten mit Kollege Zöllner, erst seit diesem Semester Lehrbeauftragter für Technomathematik, durchgekommen sein. Hatte ein Freund von Ingo Dannemann, dem Leiter der Wandergruppe, berichtet. Einen Bus der Hochschule hatte die vermisste Gruppe nach seiner Recherche nicht zur Verfügung gestellt bekommen. Die Uni-busse wurden nur an Professoren verliehen, wie jetzt an ihn. Auch wenn ihr Ansinnen, die Brockenbefreiung zu unterstützen, von der Hochschule durchaus gelobt worden war. Umso mehr, als sie die Verbrüderung mit der Martin-Luther-Universität in Halle-Wittenberg planten. So was liebte die Hochschulleitung. Den Transit hatte sie trotzdem nicht rausgerückt.

Also hatte die Gruppe wohl den normalen Bus nehmen müssen und war bis hierher gefahren. Das bedeutete, auch die Suchtruppe musste ab der Grenze laufen, sonst würden sie vielleicht etwas übersehen. Über Zorge. Das war von hier aus die kürzeste Strecke zum Brocken. Immerhin um die dreißig Kilometer, und das mit großem Gepäck. Berger stöhnte. Keine Ahnung, warum das Hochschulpräsidium ihn als Begleitung für die Studenten auserkoren hatte. Wahrscheinlich, weil sich dort eisern das Gerücht hielt, dass er alpine Erfahrung habe. So ein Quatsch. Nur weil er einmal bis auf das Breithorn mit seinen über viertausend Metern Höhe gestiegen war. Natürlich zusammen mit einem erfahrenen Bergführer, ohne den er nicht mal die halbe Strecke

geschafft hätte. Das war das dumme Geburtstagsgeschenk seiner Ex gewesen. Wahrscheinlich ahnte sie damals schon, dass ihre Nachfolgerin bereits feststand. Eine einzige Strafe war die Tour gewesen, und Berger hatte sich geschworen, nie mehr so einen Blödsinn zu machen. Auf Berge steigen. Nee, was Dämlicheres gab es nicht.

Brauchte man überhaupt für den Brocken Bergsteigererfahrung? Berger wusste es nicht, konnte es sich aber nicht vorstellen. Wahrscheinlich suchten die anderen Professoren nur eine Ausrede, um nicht selbst gehen zu müssen. Typisch. Aber was half es? Er hatte zugesagt. Was anderes war ihm auch nicht übrig geblieben.

»Also los, Leute. Genug geraucht und genug gefahren. Von jetzt an geht's zu Fuß weiter.«

Alle holten ihre prall gefüllten Ruck- und Schlafsäcke aus dem Transit und liefen los über die alte Grenze.

Am Abend erreichten sie Schierke. Das Wetter war garstig und kalt, wenigstens lag noch kein Schnee. Der Blick in Richtung Brocken bestätigte seine Befürchtung, dass sie auf dem Berg ganz andere Temperaturen erwarteten. Die Tannenzwipfel oberhalb von ihnen waren weiß gefärbt vom Frost und Schnee. Den Gipfel des Brocken konnte er vom Ort aus nicht sehen.

Berger wusste, dass Schierke bis vor Kurzem der Lieblings-skiort der DDR-Bonzen gewesen war. Deswegen wunderte ihn die Häufung prächtiger Hotels nicht, an denen sie vorbeizogen. Für seine Gruppe waren sie zu teuer. Sie gingen weiter, bis sie eine gemütliche holzverschaltete Herberge mit weihnachtlichen Lichterdreiecken in den Fenstern gefunden hatten.

Der Wirt vom Stadel erlaubte ihnen, im Garten ihre Zelte aufzuschlagen. Nach dem Aufbau kehrten sie ein, um sich für die eisige Nacht aufzuwärmen und eine warme Suppe zu essen.

Berger verzichtete aus Solidarität auf das Bett im Gasthof und schlug sein Zelt ebenfalls im Garten des Stadels auf. Am nächsten Morgen bereute er die Entscheidung bitter. Sein Rücken

tobte, und er war bis auf die Knochen durchgefroren. Natürlich hatte auch noch leichter Schneefall eingesetzt. Es war bitterkalt. Viel kälter als am Vortag. Das Außenthermometer am Gasthaus zeigte minus fünf Grad an. Es schüttelte ihn.

Nach einem kurzen Frühstück im Hotel, das er den Studenten spendiert hatte, zogen sie los. Vorbei an einem Wasserhäuschen auf eine steinige Piste, übersät mit aus dem Boden wachsenden Felsbrocken, die nach ihren Knöcheln zu packen schienen. Dort lang seien auch die Brockenbefreier marschiert, hatte der Stadelwirt erklärt. Kurz vor Mittag erreichten sie das Brockenplateau. Die über drei Meter hohe Betonmauer wurde noch immer von Soldaten der Deutschen Volksarmee bewacht. Hatten die nicht mitbekommen, dass es nichts mehr zu bewachen gab, wunderte sich Berger. Sollten sie eben weiterwachen. Auf seine Frage, ob der Grenzer am Tor etwas über die verschwundene Gruppe wisse, erntete er nur verständnislose Blicke. Als würde er eine andere Sprache sprechen.

Sie zogen es vor, außerhalb des Militärgeländes ihre belegten Brote, spendiert vom Stadelwirt, zu essen. Natürlich hätten Berger die Abhöranlagen interessiert. Man hatte ja viel von ihnen gehört. Aber selbst wenn er nicht dieses innere Vibrieren des ganzen Körpers und das Rumoren im Magen gespürt hätte, das ihn zur weiteren Suche antrieb, hätte ein Blick auf seine Suchmannschaft völlig ausgereicht, seine Meinung zu ändern. Alle aßen im Stehen und drängten die anderen, schneller zu essen. Nein, das war nicht der Tag für eine Besichtigung.

Gerade wollten sie mit dem Abstieg hinter der alten Grenzmauer, die inzwischen einige Löcher aufwies, beginnen, als ihnen ein aufgeregter winkender junger Mann, ein Student aus Halle-Wittenberg namens Dieter, wie sich herausstellte, entgegenteilte.

»Seid ihr der Suchtrupp aus Clausthal-Zellerfeld?«

Berger bestätigte es.

»Wir haben das Zelt gefunden, keine zwei Kilometer von hier entfernt.«

Ein Aufschrei ging durch die Weststudentengruppe. Angst

oder Freude, Hoffnung oder Verzweiflung? Berger ahnte, dass von allem etwas dabei war.

»Was ist mit unseren Leuten?«, hakte Berger ein, nachdem er seine Studenten zum Verstummen gebracht hatte. Was nicht so einfach gewesen war. Ihm war klar, dass der junge Mann, wüsste er etwas, das sicherlich als Erstes gesagt hätte. Doch auch er konnte sich nicht bremsen.

»Da waren nur Fußspuren, die bergab führen. Wie es aussieht, sind die barfuß gelaufen«, ergänzte er so leise, dass nur Berger es hören konnte.

»Was?«, entfuhr es Berger. Der Brocken war mit dreißig Zentimeter hohem Schnee bedeckt.

»Wir verstehen das auch nicht. Das Zelt wurde an der Seite aufgeschnitten, und die Klamotten samt Schuhen liegen noch drin. Das Ganze sieht ziemlich unheimlich aus. Aber kommt erst mal mit. Meine Kommilitonen wollten schon anfangen, eure Leute zu suchen. Vielleicht sind sie in der Zwischenzeit fündig geworden.«

Für die Strecke brauchten sie nur zwanzig Minuten. Alle waren im Laufschrift losgerannt. Der Student aus Halle-Wittenberg hatte kaum mithalten können. Sprachlos verharren sie vor den Resten eines knapp vier Meter langen Zeltes, das teilweise unter Schnee versteckt war. In der Mitte zusammengesackt, stand es auf einer einsamen, baumlosen Anhöhe mit Blick gen Osten. Die nächsten Nadelbäume wuchsen einen guten Kilometer unterhalb. Einige wiesen wie abgebrochene Zähne in den Himmel. Wohl vom letzten Sturm, schoss es Berger durch den Kopf.

Er ging in die Hocke, um das Zelt genauer betrachten zu können. Es war völlig zerfetzt. Bodentiefe senkrechte Schnitte öffneten den Blick hinein. Schon von außen konnte man in dem nicht zusammengesackten Bereich die Ausrüstung der Studenten erkennen. Schuhe, Jacken, Töpfe, sogar ein kleiner Ofen, der umgestürzt war, lagen auf dem Zeltboden verstreut. Berger schüttelte ratlos den Kopf.

»Dort drüben gehen die Fußspuren los«, berichtete Dieter.

Sie stapften durch den tiefen Schnee, der sich stellenweise durch den orkanartigen Wind der letzten Tage aufgetürmt hatte, wie Berger vermutete. In einer Senke, gute hundert Meter unterhalb des Zeltens, entdeckte er kleine, regelmäßige Erhöhungen.

»Das sind die Fußabdrücke«, erklärte Dieter.

»Aber die stehen ja hoch?«, wunderte sich Berger.

Dieter zuckte mit den Schultern.

»Das sind ja richtige Abdrücke von Füßen«, staunte eine dunkelhaarige Studentin, die sich zusammen mit zwei Kommilitonen um den ersten Abdruck geschart hatte. Zwei weitere junge Männer knieten sich daneben nieder.

»Man sieht da nackte Zehen ...«, verkündete einer von ihnen mit weit aufgerissenen Augen. Wieder ein Aufschrei in der Gruppe, und drei weitere Studenten eilten zu den Spuren.

Dieter nickte. »Ja, offenbar sind sie zumindest teilweise barfuß runtergegangen. Das bei dem Wetter ist ganz schlecht.«

Ein Schluchzen war zu hören, ein leiser Aufschrei und ein Jammerlaut.

Noch bevor Berger etwas zur Beruhigung sagen konnte, hörten sie aufgeregte Rufe von weiter unten.

»Das sind meine Freunde«, sagte Dieter. »Wir sollten hingehen.«

Alle liefen parallel zu den Spuren weiter den Berg hinunter. Tannen und Fichten rückten näher. An manchen Stellen konnten sie die Fußabdrücke noch erkennen, aber sie führten in keine eindeutige Richtung mehr. Endlich, gut anderthalb Kilometer vom Zelt entfernt, näherten sie sich einer Zeder, die alle anderen Bäume überragte. Unter ihr beugte sich ein Trupp aus sechs jungen Leuten, nicht älter als seine Studenten, über etwas, das sie in helle Aufregung versetzte.

Berger erreichte als Erster den Baum und registrierte die Reste eines Lagerfeuers, teilweise vom Schnee bedeckt. Die jungen Oststudenten stocherten mit Stöcken darin herum, als könnten sie aus den Resten wie aus Kaffeesatz lesen.

Das Feuer war schon vor langer Zeit erloschen. Es war nicht sehr groß gewesen. Und ausgegangen, bevor es komplett abgebrannt war. Schwarz angekohlte dünne wie dicke Äste ragten aus dem Schnee.

Doch wo waren die Menschen, die es entzündet hatten? Er drehte sich im Kreis, suchte mit seinen Blicken den Boden ab. Nach weiteren Fußspuren oder was auch immer. Und tatsächlich, keine vier Meter entfernt auf der anderen Seite der Zeder entdeckte er eine kleine Erhebung. Das war nichts Besonderes, davon gab es hier mehr als genug. Aber das Blau, das durch den Schnee schimmerte, gehörte eindeutig nicht hierher.

DREI

Montag, 18. Dezember 1989

Die beiden Studenten lagen dicht beieinander, der eine auf dem Rücken, der andere auf dem Bauch. Sie waren nur leicht bekleidet, viel zu leicht für die eisigen Temperaturen. Beiden fehlten die Schuhe.

Der auf dem Rücken liegenden Leiche fehlte die Nasenspitze. Augen und Mund waren leicht geöffnet, ihr rechter Arm war über den Kopf erhoben, ihr linker ruhte auf ihrer Brust in Herzhöhe. Ihr rechtes Ohr, ihre Lippen und Nase waren mit Blut bedeckt, und an ihrer linken Hand war der Mittelfinger blutig.

Das linke Bein war über den linken Oberschenkel der auf dem Bauch liegenden Leiche abgewinkelt. Der Gesichtsausdruck und die Haltung des jungen Mannes waren friedlich – sah man von dem verzerrten Mund ab.

Von der anderen Leiche war nur der von Schnee befreite Rücken samt einem karierten blauen kurzärmeligen Hemd zu erkennen.

Tomas Düvel wandte sich von den beiden Toten ab und holte tief Luft. So jung und schon tot. Studenten, die sich vielleicht auf die Semesterferien über Weihnachten gefreut hatten. Vermisst von ihren Eltern und Freunden.

Er war heute Morgen als Unterstützung für die einheimische Morduntersuchungskommission, kurz MUK, aus Magdeburg mit seinem Wartburg aus Halberstadt angereist. Der Fall der verschwundenen westdeutschen Studenten und der Fund der beiden Leichen auf DDR-Staatsgebiet hatte die neue Führung in Aufruhr versetzt. Also hatte man ihn abkommandiert. Auch unter normalen Umständen hätte man ihn wohl zu diesem Fall abgeordnet. Schließlich gehörte er zu den zwanzig qualifiziertesten Kriminalisten mit Offiziersstatus in der Republik, die zur

Verstärkung von normalen MUKs für solche Fälle bereitgehalten wurden.

Die Anreise hatte sich alles andere als einfach gestaltet. Es gab einen Fahrweg auf den Brocken. Der führte aber nur bis zur Grenzmauer aus Beton und endete gute zwei Kilometer vor der Fundstelle. Hubschrauber hatte man nicht einsetzen wollen, um keine Spuren wegzublasen. Außerdem gab es am Fundort keine ebene Fläche, auf die er hätte aufsetzen können. Für den Abtransport der Leichen sollte später einer auf dem Brockenplateau im ehemals gesperrten Bereich landen, wie man ihm angekündigt hatte.

Düvel war körperlich topfit, aber das kalte Wetter setzte ihm mächtig zu. Für diese Temperaturen war er einfach nicht richtig angezogen. Man hatte ihm keine Zeit gelassen, nach Hause zu fahren, um sich umzuziehen. Der Einsatzbefehl war eindeutig gewesen. Sein dünner Anorak war ein schlechter Witz bei dem eisigen Wind, und seine Füße steckten in ungefütterten Halbschuhen. Nach einem halben Kilometer im Schnee waren sie bereits durchnässt gewesen. Lange würde er hier oben nicht durchhalten.

Er drehte sich zu den Mitgliedern der Morduntersuchungskommission um. Ihr Leiter Walter Goßmann, ein fähiger Mann in den Fünfigern, hatte seine Leute fest im Griff. Doch diese beiden Leichen schienen Untersucher Rainer Bernhard und den Kriminaltechniker Peter Weißer zu überfordern. Nicht der Anblick der Leichen war es, was sie quälte, sondern die Umstände und die Tatsache, dass weitere sieben junge Leute noch vermisst wurden und wahrscheinlich ebenfalls hier irgendwo lagen.

Entgegen der allgemeinen Stimmung in der Volkspolizei waren die suchenden Polizisten, eine aus Halberstadt entsandte Hundertschaft, offensichtlich höchst motiviert. Was wohl auch daran lag, dass sie sich nicht in den Monaten zuvor an den Massenverhaftungen bei den immer größer werdenden Demonstrationen beteiligen müssen. Noch vor zwei Monaten, als die gewalttätigen Auseinandersetzungen in Leipzig, Halle und Ostberlin

ihren Höhepunkt erreicht hatten, hatten die Vopos hart zugeschlagen. Unverhältnismäßig hart, wie Düvel fand. Und nicht nur er. Gerade die Einsätze gegen die friedlichen Demonstranten in Leipzig und Berlin hatten alle empört und das Feuer weiter geschürt, das zum Zusammenbruch des Gewaltmonopols des Staates geführt hatte. Mit dem politischen Legitimitätsverlust der Sozialistischen Einheitspartei Deutschland war ein dramatischer Autoritätsverlust der Volkspolizei einhergegangen.

Das hatte die Polizisten zutiefst verunsichert. Ihre Aufgaben nahmen die einstigen »Büttel der SED«, wie sie noch immer von den Bürgern genannt wurden, nur noch oberflächlich wahr. Eine Art rechtsfreier Raum war dadurch entstanden – der wilde Osten. Nichts sehen, nichts hören, nichts sagen – das schien das Motto der Vopo in letzter Zeit zu sein.

Das machte auch die Arbeit der MUKs schwer. Neben der Angst, was mit ihren Jobs werden würde, mussten sie sich mit demotivierten Polizisten rumschlagen.

Düvel sah sich um. Hier war es gottlob anders. Die Vopos stocherten konzentriert im Schnee.

»Weiß man schon, um wen es sich bei den Toten handelt?«, fragte er Goßmann.

»Der auf dem Rücken Liegende ist Lars Andersen. Einige der Studenten, die die Leichen gefunden haben, waren mit ihm in verschiedenen Kursen an der Uni und haben ihn erkannt. Den zweiten Toten haben wir noch nicht umgedreht. Wir wollten erst auf unsere Ausrüstung und Sie warten. War gar nicht so einfach, alles hierherzuschaffen. Wir mussten alles herschleppen.« Erschöpft schüttelte er den Kopf. »Aber das wissen Sie ja.«

Düvel nickte.

»Der Student da drüben«, er wies auf einen schlaksigen blonden jungen Mann, der wenige Meter entfernt an einem Baum lehnte, ähnlich grün im Gesicht wie die Tannennadeln hinter ihm, »meint, in ihm Oliver Seelmann erkennen zu können.«

Düvel inspizierte den auf dem Rücken liegenden Toten genauer. Auffallend waren die fast nackten Beine. Um sein rechtes

war eine weiße aufgerissene dünne lange Unterhose geschlungen, während das andere Bein nackt auf der neben ihm liegenden Leiche ruhte. Sein linker Fuß steckte in einer braunen Socke, der andere war nackt. Die fehlende Socke glaubte Düvel halb verbrannt neben dem Lagerfeuer nur wenige Meter entfernt gesehen zu haben. Die Haut des linken Schienbeines war blutig aufgerissen. Das karierte Hemd war bis zur Brust hochgeschoben, über der die linke Hand schwebte, die rechte war über seinen Kopf erhoben. Auf dem Handrücken erkannte Düvel weitere tiefe Hauteinrisse. Auch die Haut des Zeigefingers wies Risswunden auf.

»Danke, das ist hilfreich. Aber jetzt könnt ihr ihn wegbringen und den anderen umdrehen. Fotos habt ihr gemacht?«

Weißer nickte.

»Vorher sollten wir die Leute, die nicht zu uns gehören, aber wegschicken.«

Unter Murren zogen sich die Studenten zurück. Allerdings nur so weit, dass sie die Opfer noch sehen konnten. Eigentlich hätte Düvel das bei einer Tatortuntersuchung niemals zugelassen. Aber unter diesen unwirklichen Umständen und in Anbetracht der Tatsache, dass die Gruppe mehrere Stunden allein mit den Toten gewesen war, tolerierte er ihre Anwesenheit. Mehr Schaden als schon geschehen konnten sie nicht anrichten.

Ein älterer Mann aus der Studentengruppe trat auf ihn zu.

»Leiten Sie die Untersuchung?«

Düvel nickte.

»Berger, Professor aus Clausthal-Zellerfeld. Ich bin mit dem Suchtrupp aus dem Westen gekommen. Sagen Sie, unsere Studenten hier«, er wies auf die beiden Toten, »sind doch wohl erfroren, richtig?«

»Das weiß ich noch nicht. Wir stehen ganz am Anfang. Zur Todesursache kann ich wirklich noch nichts sagen.«

»Das verstehe ich ja, sicher. Klar. Aber sehen Sie, meine Studenten sind am Durchdrehen. Vor allem nachdem einer von Ihren Polizisten, also von der Volkspolizei, so heißt die doch?«

Wieder nickte Düvel.

»Also einer von denen hat gesagt, dass die Leichen so aus-sähen, als wären sie dem Yeti in die Hände gefallen. Natürlich glaube ich das nicht«, schob er nach. »Aber die Studenten sind völlig durch den Wind. Können Sie mir irgendwas sagen, damit ich sie beruhigen kann?«

Düvel schüttelte den Kopf. »Tut mir leid. Ich verstehe Sie ja. Aber wenn ich jetzt was Falsches sage, ist Ihnen auch nicht gehol-fen. Aber eins weiß ich ganz sicher: Hier oben gibt es keine Yetis. Das können Sie ihnen ausrichten.« Fast hätte er bei seinen Worten grinsen müssen. Doch ein Blick auf die verheulten und roten Gesichter der jungen Leute verscheuchte das Grinsen so-fort.

»Na gut. Aber können Sie mir wenigstens sagen, wann ich meine Studenten wegbringen kann? Das ist nichts für sie.«

Düvel lagen harte Worte auf der Zunge. Der Anblick der Leichen war auch nichts für die jungen Volkspolizisten, nicht älter als die Studenten. Niemand machte sich Gedanken darüber, wie sie das verarbeiten würden. Aber es half ja nichts.

Er wandte sich an Weißer. »Sind alle Namen und Anschriften aufgenommen worden?«

Weißer nickte.

»Gut, dann können Sie die Studenten gleich wegbringen. Aber vielleicht kann vorher noch dieser Tote von Ihnen identifiziert werden. So lange müssen Sie noch bleiben.«

Der Tote ließ sich nicht bewegen. Hilflos sahen Bernhard und Goßmann zu ihrem Chef, der ratlos die Schultern hochzog. »Festgefroren. Könnten Sie ...«

Düvel trat hinzu und fasste mit an. Mit einem leichten Schnap-pen löste sich der Tote und rutschte von der anderen Leiche. Die Studenten stöhnten auf, zwei rannten an einen Baum, um sich zu übergeben, und ein Mädchen drehte sich aufheulend weg.

Im Gegensatz zu Lars Andersen, dessen Unterhose nur noch in Fetzen um dessen Beine geschlungen war, war die lange Unter-hose der auf dem Bauch liegenden Leiche intakt. Zumindest bis

zum Knie. Das untere Ende des linken Hosenbeins wies Verbrennungen auf, und die Socke am Fuß war zerrissen. Auch am anderen Fuß befand sich eine Wollsocke, darüber eine dünnere Socke.

Gemeinsam drehten sie den Toten um. Der Nase fehlte die Spitze. Nur noch ein ausgefranster blutiger Stummel war zu sehen. Beide Arme des jungen Mannes waren über seinem Kopf ausgestreckt und seine Augen geschlossen. Auf seiner rechten Gesichtshälfte konnte Düvel eine zu festem Schaum gefrorene graue Flüssigkeit erkennen. Die Unterarme zeigten das grünlich verfärbte Venennetz der oberflächlichen Hautgefäße. Bei ihm hatte trotz der niedrigen Temperaturen die Fäulnis eingesetzt.

Düvel winkte den schlaksigen jungen Mann zu sich, auf den Goßmann hingewiesen hatte.

»Kennen Sie den Toten?«

Der brachte nur ein Nicken zustande. Nachdem er tief Luft geholt hatte, fügte er leise hinzu: »Ja, das ist Oliver.« Dann drehte er sich hastig weg, stellte sich mit der Stirn an eine Tanne und würgte. Düvel konnte es ihm nicht verdenken.

»Haben wir was zum Abdecken der Leichen hier?« Düvel mochte die toten jungen Männer nicht länger den Blicken der Umstehenden aussetzen.

Er richtete sich auf und schritt zu den Resten des Lagerfeuers. Viel konnte er nicht daraus erkennen. Er konnte sich nicht erinnern, wann er jemals ein Lagerfeuer entzündet hätte. Und wenn, hätte ihm das hier auch nicht weitergeholfen. Hilflos blickte er sich um.

Als hätte er seine Gedanken gelesen, holte Goßmann einen alten Mann, der die ganze Zeit am Rande der Gruppe gestanden hatte, heran. »Das ist Wladimir Koletov. Er kommt ursprünglich aus Russland und war dort Wildhüter. Er kennt sich mit solchen Feuern und in der Wildnis aus. Deshalb habe ich ihn mitgebracht. Erzähl mal, Wladimir, was du mir vorhin schon gesagt hast.«

Koletov, dessen Gebiss aus schwarzen Stummeln bestand, räusperte sich und spuckte grüne Galle aus.

»In der Nähe vom Feuer liegen zehn kleine Tannenzweige, die mit einem finnischen Messer abgeschnitten wurden. Die wurden aber nicht für das Feuer verwendet. Dafür wurden wohl die unteren trockenen Äste von der Zeder abgeschnitten. Die nicht zu dicken. Einige davon liegen neben dem Feuer, andere sieht man noch als Reste darin. Angekokelt.«

Düvel schaute sich um. Einige Tannenzweige entdeckte er in der Nähe des Feuers. Sie waren ihm bisher nicht aufgefallen. »Was meinen Sie, wofür die waren?«

»Vermutlich, um nicht auf dem Schnee stehen zu müssen. So ohne Schuhe«, meinte Koletov.

Klang logisch, fand Düvel. »Habt ihr bei den beiden ein Messer gefunden?«, fragte er in Richtung Goßmann.

»Außer den Fetzen am Leib hatten die nichts bei sich.«

Koletov kniete sich hin und stocherte mit einem Stöckchen in den Resten des Feuers.

»Die haben ein ziemlich gutes Feuer gemacht. Es wird bestimmt mindestens anderthalb Stunden gebrannt haben. Sehen Sie diese Zweige?« Er deutete auf Äste, die zur Hälfte verbrannt waren.

»Von der Zeder?«, riet Düvel. Sie waren gute acht Zentimeter dick und fast durchgebrannt.

Koletov nickte und richtete sich auf.

»Außerdem sind im Umkreis von zwanzig Metern um das Feuer junge Tannen mit einem Messer gekappt worden. Ich hab mindestens zehn solcher Schnittstümpfe gesehen. Aber ich habe keine der abgeschnittenen Spitzen entdeckt außer einer.« Er wies auf eine Tannenspitze dicht neben den beiden Toten.

»Die wurden bestimmt nicht dafür benutzt, das Feuer zu erhalten«, fuhr Koletov fort. »Kein gutes Brennholz. Außerdem liegen hier ziemlich viele trockene Zweige und Materialien rum. Wäre dumm, dann die Tannenspitzen zu nehmen.« Er schüttelte den Kopf. »Um die Bäume da hinten herum«, er wedelte mit der Hand in Richtung einiger kahler Laubbäume, »habe ich die Spuren von mehreren Menschen entdeckt. Jedenfalls ganz sicher

von mehr als zweien. Die haben dort Feuerholz gesucht, möchte ich meinen.«

»Mehrere angekokelte Wollsocken liegen um das Feuer verstreut. Dann haben wir noch ein Frauentaschentuch gefunden, das an mehreren Stellen durchgebrannt ist, und einige Fragmente von Wollkleidung. Aber nicht gefunden haben wir die eigentlichen Kleider der beiden Toten. Ach ja, und dann haben wir bei dem Feuer noch die Manschette eines dunklen Pullovers entdeckt. Die lag aber nicht bei den Leichen, sondern ein Stück entfernt. Die Stelle haben wir markiert. Und außerdem fanden wir etwas Geld, rund acht Mark«, ergänzte Goßmann.

»Schauen Sie sich mal die Zeder an«, forderte ihn Koletov auf.

Düvel betrachtete den Nadelbaum, unter dem das Lagerfeuer gebrannt hatte, genauer. Alle niedrigen Äste, die sich in Reichweite seines Armes befanden, waren vollständig abgebrochen oder abgeschnitten.

»Solche Äste sind extrem schwer abzubrechen, selbst wenn man sich mit dem ganzen Körpergewicht an sie hängt. Außerdem muss jemand auf den Baum geklettert sein und den Zweig da oben«, Koletov wies auf einen am Ende glatten Stumpf in drei Metern Höhe, »abgeschnitten haben. Darüber die Äste sind wieder abgebrochen. Aber nur auf der Seite des Baumes, die Hang und Zelt zugewandt ist. Da ist kein einziger Zweig mehr. Schauen Sie nur.«

Düvel nickte.

»Ich denke, dass die zwei da«, Koletov wies auf die beiden Toten, »hochgeklettert sind, um nachzusehen, was beim Zelt los ist. Dafür haben sie den dicken Zweig abgeschnitten. Als das nicht reichte, weil es nicht hoch genug war, sind sie höher geklettert und zusammen abgestürzt. Das würde erklären, wieso so dicke Zweige abgebrochen sind.«

Es war ein beschissener Tag gewesen, randvoll mit Frustration, verbrannt schmeckendem Malzkaffee aus Thermoskannen und zu Eis erstarrten Füßen. Die Einheiten der Bereitschafts- und Schutzpolizei stocherten mit langen Stöcken in Schneewehen auf der Suche nach den restlichen Mitgliedern der verschwundenen Wandergruppe. Die lautstarke Verständigung unter ihnen trug nicht dazu bei, dass sich die MUK bei ihrer Arbeit konzentrieren konnte. Düvel hoffte, dass sie nicht fündig würden. Dabei war die Hoffnung, wenigstens ein paar dieser jungen Menschen lebend zu finden, bereits vor einer Woche gen null geschrumpft.

Auch der Zustand des Zeltes und seines Inhaltes verhiess nichts Gutes. Wieso war es aufgeschlitzt, während der Reißverschluss des Zelteingangs ordentlich verschlossen war, worauf ihn Koletov aufmerksam gemacht hatte. Der Mann war unbezahlbar.

Und was hatte es mit den nackten Füßen und der spärlichen Kleidung der beiden Toten auf sich?

Ein Blick in das Zelt hatte gezeigt, dass jede Menge Schuhe drin lagen. Und dann die vielen Abdrücke von nackten oder mit Socken bedeckten Füßen bis hier zu dem Fundort der Leichen. Leider hatten die Studenten bei ihrer Suche einige in ihrem Eifer zerstört. Zuerst konnte man ein paar beschuhte Abdrücke erkennen. Als sei der ersten Gruppe eine Person gefolgt. Das hatte Koletov ihm berichtet. Ohne ihn wären sie blind gewesen.

Düvel seufzte. Es würde ihn wundern, wenn das einer der noch vermissten sieben überlebt hätte.

Doch er war eine alte Unke, das war ihm bewusst. Immer nur alles schwarzsehen. Was wohl einer der Gründe gewesen war, warum seine Frau bereits zwei Tage nach der Grenzöffnung ohne ein Wort des Abschieds heimlich gen Westen abgehauen war. Als er am nächsten Morgen nichts ahnend von einem nächtlichen Einsatz nach Hause gekommen war, waren nur seine Töchter Ina und Elke verstört allein zu Hause gewesen. Noch immer wusste er nicht, wo seine Frau war und wie er den Alltag mit seinen zwei kleinen Mädchen bewältigen sollte. Zu jeder Tages- und Nachtzeit konnte er gerufen werden, und wer sollte dann

auf die Kleinen aufpassen? Nicht immer konnte Frau Schulze, seine Nachbarin, aushelfen wie heute.

Er schob diesen Gedanken beiseite. Der Fall würde seine ganze Erfahrung und Intuition fordern. Da konnte er die Gedanken gerade in einer so frühen Phase der Tatortbesichtigung nicht abschweifen lassen, ohne Gefahr zu laufen, etwas Wichtiges zu übersehen.

Plötzlich erscholl ein Ruf. Tomas Düvel wandte sich dem Abhang in Richtung Zelt zu. Knapp dreihundert Meter oberhalb winkte ein junger Vopo aufgeregt mit beiden Armen. Langsam stapfte er mehr rutschend als gehend und leise fluchend zu dem blätterlosen Baum, dessen karge Zweige wie ein Zeltdach ohne Hülle bis auf den Boden herabgingen. Im Näherkommen entdeckte er auf dem Boden kleine Äste des Baumes, die aus dem Schnee lugten. Doch halt, das waren keine Äste. Er verscheuchte die Polizeibeamten, die sich um den Baum gruppiert hatten und diskutierten, was sie da wohl sahen. Vorsichtig näherte er sich, bis er erkennen konnte, dass der vermeintliche Ast von dünnem braunem Wollstoff überzogen war. Er streifte Plastikhandschuhe über und schob vorsichtig den Schnee beiseite, bis Finger zum Vorschein kamen.

Über dem Schnee waren nun Hände zu sehen, eine zur Faust geballt, die andere zum Himmel ausgestreckt.

»Alle beiseitetreten. Keiner geht da näher ran«, raunzte Düvel zwei Vopos an, die sich von der Seite genähert hatten.

»Weißer«, brüllte er den Berg hinab. »Komm her, ich brauch dich hier.«

Er bückte sich vorsichtig über den Fund und strich mit seinen in Plastik verpackten Händen über die Stelle, an der er den Kopf vermutete. Als Erstes legte er die Nase frei. Es folgten die Augenbrauen mit den geöffneten Augen und der ebenfalls leicht geöffnete Mund. Ganz friedlich sah der junge Mann aus. Nur ein paar Kratzer auf Stirn und Wange sowie die dunkelrot verfärbte Nasenspitze ließen darauf schließen, dass er nicht schlief. Düvel strich weiteren Schnee weg.

Weißer hatte angefangen, den Schnee von den angewinkelten Beinen und überkreuzten Füßen, die schuhlos waren und nur in dicken Socken steckten, zu kratzen. Die Leiche war besser bekleidet als die ersten beiden Toten, wenn auch bei Weitem nicht ausreichend für die eisige Kälte.

Düvel richtete sich auf.

Vorsichtig legte Weißer den ganzen Körper frei. Düvel erkannte eine aufgeknöpfte ärmellose Pelzjacke, außen blauer Stoff, innen graues Fell.

»Fotografier die offene Jacke, das kommt mir komisch vor bei jemandem, der erfriert«, wies er Goßmann an.

Der Tote trug eine Baumwollsocke an seinem linken und eine Wollsocke an seinem rechten Fuß. Die Uhr an seinem Handgelenk hatte um fünf Uhr einunddreißig aufgehört zu schlagen.

Selbst Düvel war über den Fund schockiert. Auch wenn ihm klar gewesen war, dass für die anderen Verschwundenen kaum eine Chance bestanden hatte, so war die Gewissheit durch den Fund eines weiteren toten Gruppenmitgliedes schwer zu ertragen.

»Dokumentier alles ausgiebig, Goßmann. Man wird uns hinterher Löcher in den Bauch fragen, wie das hier war.«

Er richtete sich auf und sah sich um. Neben dem Zelt hatten sie eine rote Fahne aufgestellt, um sich zu orientieren. Die konnte er von seinem Standort aus bequem sehen, ohne sich zu recken. Er wandte sich in Richtung der anderen zwei Leichen bergabwärts. Wenn er sich eine Linie dachte, so lag diese Leiche auf fast gerader Linie dazwischen. Vielleicht sollten sie in dieser Richtung weitersuchen. Düvel rief den Leiter der Hundertschaft zu sich.

»Wir sollten in dieser Richtung«, er wies zur roten Fahne, »weitersuchen. Ich hab da so ein Gefühl.«

Der Beamte nickte und rief seine Leute zu sich. Sie stellten sich in einer Linie auf und gingen los, mit Stöcken vorsichtig vor sich im aufgehäuften Schnee stochernd.

Bis zum späten Nachmittag, Düvels Füße hatten inzwischen jedes Gefühl verloren und fühlten sich an wie Eisklumpen, fanden sie eine weitere Leiche hundertfünfzig Meter oberhalb der letzten Leiche. Düvel trat näher an den Toten und ging neben dem Kopf, der in Richtung Zelt wies, in die Hocke. Der Mund wie zum Schrei geöffnet, die Augen zugeschwollen, die Nase platt gedrückt. Die unter dem Schnee zuvor verborgene rechte Hand zur Faust geballt. So sah kein friedlicher Tod aus.

Das reichte für heute, befand Düvel. Ihm reichte es. Mehr würde keiner hier ertragen. Er war inzwischen so steif gefroren, dass er Mühe hatte, sich wieder aufzurichten. Außerdem senkte sich die Dämmerung über den Brocken. Er hatte in der letzten Stunde die Illusion aufgegeben, noch irgendein Mitglied der Gruppe lebend zu finden. Wie alle anderen um ihn herum auch. Das sah er an den Gesichtern, ihrer Haltung und hörte es aus der Stille. Kein Plappern mehr, keine lauten Zurufe. Die Hoffnung war verschwunden.

»Fotografier alles und lass die Leichen auf das Brockenplateau bringen. Ich telefoniere wegen dem Hubschrauber, der sie abholt«, wies er Bernhard an.

Er musste schnellstens nach Hause, sich um Ina und Elke kümmern. Seine Nachbarin Frau Schulze würde toben, weil er erst so spät nach Hause kam.

Und dann musste er dringend eine heiße Dusche nehmen, sich warm anziehen und Frau Schulze davon überzeugen, sich auch noch die ganze Nacht und morgen um die Mädchen zu kümmern. Er kam hier nicht dauerhaft weg.